

»Meine Herren, wir brechen auf! [... Moment! ...] Ah – wunderbar! Der Sergeant hat einen sehr netten Traum, den er Ihnen erzählen möchte.«

(Luis Buñuel / Jean-Claude Carrière:
Der diskrete Charme der Bourgeoisie)

»Ich habe von einer Party geträumt«, erzählte ich. »Die Gäste und auch die Gastgeberin waren alle ich selbst, verschiedene Versionen von mir in unterschiedlichem Alter: ein sentimentales Kind, eine hochspezialisierte Jugendliche, eine zerstreute Studentin, eine stolze Praktikantin, eine sich selbst zerfleischende Examenskandidatin, eine aufmerksame Berufsanfängerin, eine müde Mutter, eine hektische Wiedereinsteigerin, eine hyperaktive Großmutter, die große, hoffentlich sehr alte Dame des Memoryspiels und noch ein paar andere. Alle fanden einander unerträglich, konnten nichts miteinander anfangen, verstanden kaum, worüber die anderen jeweils redeten. Und dennoch war allen die ganze Zeit über völlig klar, dass sie es mit sich, also mit mir zu tun hatten. Und es war allen auch völlig klar, dass das alles ein Traum war, denn in meinem Traum war ich (auf schwer fassbare Art) noch einmal dabei und warf mir selbst vor: So etwas träumt man doch nicht, in dieser Klarheit! Und daran habe ich gemerkt, dass ich bereits am Aufwachen war – habe mich aber noch eine Weile in meinem Traum gefreut, dass ich diesen Einwand noch berücksichtigen und integrieren konnte.«

Und Anna hatte ein Déjà-vu – aber vielleicht hatte ich ihr diesen Traum tatsächlich schon einmal erzählt (was nicht bewies, dass ich ihn tatsächlich geträumt hatte). Dafür erzählte nun sie einen Traum, in dem die DDR noch existierte und sie gar nicht schnell genug ihren Rucksack habe packen können, »denn ich wusste, wenn ich es nicht hinschaffe, bis ich aufwache, ist sie weg!«

»Und dann bist du aufgewacht und warst in Stuttgart«, sagte Vincent. Wir saßen zusammen in unserer neuen, fast eingerichteten Wohnung, noch war Platz, noch war Zeit bis zur Geburt. Das Jahr ging zu Ende, Vincent war aus Brüssel vorbeigekommen; er kannte einige Leute in der Stadt (unserer neuen Stadt). Anna war über Silvester aus ihrer sich auflösenden WG zu uns geflüchtet. Viele waren am Wegziehen, die ich kannte, oder bereits weggezogen; was mich darüber hinwegtröstete, dass ich es nicht mehr geschafft hatte, eine Abschiedsparty zu veranstalten.

Vincent sah, gravitatisch in seinem Vintage-Gehrock, über die unausgepackten Kisten und Plastiksäcke in sämtlichen Zimmerecken hinweg. Anna, eher bequem im Öko-Wickelstrickkleid, versuchte das Chaos fortzureden: »Ach, wenn ihr wüsstet, wie es bei uns aussieht. Seit dreißig Jahren hat da niemand etwas gemacht. Sobald jemand ausgezogen ist, war sofort jemand anderes drin. Jetzt wollen die Vermieter alles renovieren. Aber sie werden erst mal entrümpeln müssen. Wisst ihr, was das Schlimmste ist?«

Bei Anna musste man in letzter Zeit (in der sie sehr nebenbei ihr Examen mit Bestnoten abgelegt hatte) beständig auf wirklich Dramatisches gefasst sein, deshalb schüttelten wir nur benommen die Köpfe.

»Das Schlimmste«, sagte sie, »sind die VHS-Kassetten. Irgendein Müll bleibt immer in der Wohnung oder im Keller. Aber was seit ein paar Jahren alle da lassen, das sind: VHS-Kassetten. Ich kann mich nicht erinnern, dass viel Video geschaut worden wäre – ja, ab und zu lief das Gerät, aber eigentlich nur zum Aufnehmen. Vor ein paar Jahren ist der Recorder schließlich kaputtgegangen, das war anscheinend auch für die Letzten das Signal, sich von den alten Bändern zu trennen. Jetzt sitze ich bald allein in einer leeren Wohnung voller VHS-Kassetten. Ich

habe keine Ahnung, was da alles drauf ist. Kaum eine ist beschriftet –«

»Ja, ja, ja!« Vincent freute sich. »Die gute alte Video-Zeit! Als man schon speichern konnte, aber abhängig vom Fernsehprogramm war, das sich auch noch halbwegs überblicken ließ. Ja, da hat man den Videorecorder für sich schauen lassen! Zunächst nur, wenn man eine Sendung sehen wollte, die leider zur falschen Zeit lief; später dann, weil alles Interessante prinzipiell zur falschen Zeit lief; und am Ende, weil man sich das bisschen Zeit, das man hatte, nicht vom Fernsehen wegfressen lassen konnte; es aber immer noch Sendungen gab, die zu verpassen sich blöd anfühlte. Jetzt steht endlich alles und mehr jederzeit zur Verfügung – und man kann es mit bestem Gewissen ignorieren.«

Anna schüttelte den Kopf: »Diese Bänder machen mich nervös.«

»Ja, *die* musst du auch anschauen. Alle!«

»Das sind viele hundert Stunden!«

»Vielleicht findest du darauf die DDR wieder«, schlug ich vor.

»Die gibt's auch im Internet«, sagte Jan.

»Ja, natürlich, die *Tagesschau vor 20 Jahren* hat ihren Reiz.« Vincent freute sich sehr. »Aber wenn jemand im Herbst 1989 mit zitternden Fingern zur Kassette gegriffen hat – egal, ob sie schon bespielt war und womit –, um die laufenden Nachrichten mitzuschneiden, einfach für sich; das ist doch was anderes als so eine Fernseharchivkonserve!«

Nicht nur Anna hatte die DDR verpasst. Ich war beim Fall der Mauer zwölf Jahre alt, wir nahmen die DDR schnell noch im Geschichtsunterricht durch (stattdessen wäre die Französische Revolution drangewesen; aber an der kam man im Jubiläumsjahr ohnehin nicht ganz vorbei). Meine Eltern sahen früh morgens Sondersendungen und vergaßen darüber ihr Frühstück:

im echten Fernsehen lief live die Revolution. »Und ich schlug einen Familienausflug vor«, erzählte ich. »Ich wollte nach Berlin. Doch dafür hatten meine Eltern kein Verständnis. Vor Ort gebe es nur verstopfte Straßen.« (Und während ich das, gut einundzwanzig Jahre später, erzählte, dämmerte mir, dass sich mir hier das Geheimnis pünktlicher Eltern zum ersten Mal offenbart hatte.) »Im Fernsehen habe man ohnehin den besseren Überblick.«

»Ist was dran«, sagte Jan knapp.

»Oh ja«, rief Vincent, »und den allerbesten bieten Jubiläumssendungen und Geschichtsbücher, im Nachhinein!«

Dabei war mein Vater (auch das erzählte ich nun) mehr als zweiundzwanzig Jahre zuvor per Anhalter durch halb Deutschland gefahren, um an der Beerdigung von Benno Ohnesorg und am anschließenden SDS-Kongress teilzunehmen. (Ich unterschlug, durch welchen Zufall ich davon erfahren hatte: als ich in meinen ersten Semesterferien meinen Eltern mit naiver Besserwisserei erzählte, was ich in einem politikwissenschaftlichen Proseminar über die Entstehungsgeschichte der Grünen gelernt hatte, die damals gerade in der Bundesregierung angekommen waren – und mir daraufhin anhören musste, wem mein Vater alles persönlich begegnet war).

»Er hat sogar den historischen Moment miterlebt«, erzählte ich, »in dem Jürgen Habermas, der eigentlich schon nach Hause fahren wollte, vom Parkplatz noch einmal zurückgekehrt ist, um mit Rudi Dutschke weiterzudiskutieren – der allerdings war definitiv nicht mehr da.«

»Und?«, fragte Anna. »Ist Habermas dann auch wieder gegangen?«

»Erst nachdem er den Rest der Versammlung vor der Gefahr eines *linken Faschismus* gewarnt hatte. Mein Vater wollte auch keine Eskalation der Gewalt, aber in diesem Moment war er ganz auf Dutschkes Seite.«

»Der nur leider nicht da war«, warf Vincent ein.
»Nach ein paar Jahren hat er das bereits ganz anders gesehen.«
»Dein Vater?«, fragte Anna. »Oder Dutschke? Aber der war doch schon –«
»Alle«, erklärte Jan. »Auch Habermas hat sich hinterher nicht nur von seiner Wortwahl distanziert.« (Und ich hatte mir einge-
bildet, auch ihm etwas Neues zu erzählen. Immerhin war seine zeitgeschichtliche Bildung nun um meinen Vater im Publikum ergänzt.)
»Ja! Das sind die Momente!«, rief Vincent begeistert. »Man sollte ein Reenactment dieser Szene organisieren!«
Ich versuchte es mir vorzustellen: ein toter Demonstrant (überlebensgroß in grobkörnigem Schwarzweiß), Westberliner Polizei und ostdeutsche Stasi (als Hintergrundfiguren immer noch auf eine Revolution der Tiefenschärfe wartend), im Mittelpunkt *Personen der Zeitgeschichte*, die asynchron aneinander vorbeireden. Dazu fünftausend Komparsen. Herumwabernde öffentliche Meinung (in einer besonderen Rolle: die Springer-
presse). Und viel Zeit.
»Dargestellt durch die Schauspielgruppe eines neusprachlichen Gymnasiums unter Anleitung von Fabian!«, rief Vincent begeistert. »Wenn das noch öffentlich-rechtlich ausgestrahlt wird, in irgendeinem Spartensender als Schleife zwischen eins und fünf in der Nacht – dann seh ich auch wieder fern.«

Damit waren wir bei alten Bekannten. Anna hatte gehört, dass Merets *Spirituelle Intervention* einer Nachbarschaftsinitiative zum Opfer gefallen war: »Statt aufschlussreicher Entgrenzungen haben sie mit ihrer Sektensimulation nur Ärger mit den Behörden erfahren dürfen.«

»Tja, auf dem Dorf sind sie eben nicht nur wachsam, sondern auch noch aufgeklärt«, sagte Vincent.
Anna lächelte gequält: »Und jetzt wissen sie selbst nicht, ob

diese Nachbarn einfach nichts von Kunst verstehen oder sie doch vor Schlimmerem bewahrt haben.«

»Immerhin auch eine Erfahrung«, sagte ich.

»Ist Sascha eigentlich noch religiös?«, fragte Vincent. »Ich stell's mir ja nicht einfach vor, in diesen Zeiten den richtigen Moment zur Apostasie zu erwischen, ohne dass das als gesellschaftliches Statement begriffen wird.«

»Nee, nee, da kann er sich nur langsam rausschleichen.«

»Er soll jetzt viel Sport treiben.«

»Hab ich auch gehört, aber auch nicht von ihm persönlich.« So plauderten wir hin: Veronique verschwendete viel Zeit damit, darüber zu stöhnen, nie mehr Zeit zu haben, Simone war inzwischen Feuilletonchefin und *prominent*, Annkathrin verschickte sehr viele Fotos von ihrem Baby, Daniela war weiterhin in Japan, von Annalena wusste niemand, wo sie inzwischen lebte, Olivia bot hauptberuflich *Rückführungen* an – was Vincent umso mehr faszinierte, als er nie mit ihr zu tun gehabt hatte (und auch Jan, der fast alle nur dem Namen nach kannte, tat uns den Gefallen, so zu tun, als fühle er sich vom Gespräch nicht ausgeschlossen).

»Und du, Anna?«, fragte Jan. »Ziehst du nach Stuttgart?«

Doch selbst darauf wollte Anna sich nicht festlegen; dabei blieben ihr nur noch vier Wochen in der alten WG. Sie murmelte etwas von »einer Coaching-Ausbildung«, aber am liebsten wollte sie in eine nachhaltige WG auf dem Land ziehen oder nach Afrika, NGO oder so –

»Hör auf mit diesen Ablenkungsmanövern. Du wirst doch Lehrerin«, beschied Vincent streng.

Anna seufzte. »Ich weiß auch, dass das alles Luxusprobleme sind. Da will ich zur Zerstörung der Welt so wenig wie irgend möglich beitragen, mehr ist ohnehin nicht drin, weiß ich doch – aber letztlich ist auch diese Schadensbegrenzung durch Selbstminimierung nur so ein jämmerliches Selbstverwirk-

lichungsprojekt, das auf seine Weise Ressourcen verschwendet. Ja, weiß ich! Aber da komm ich nicht raus! Und all die Trosttelefonate und Jammerpostings, die ich deswegen nötig habe, verbrauchen noch mehr Strom!«

»Da ist sogar was dran«, sagte Vincent, »aber es klingt haarsträubend pubertär. Und damit kenne ich mich aus! Ich lebe schließlich von pubertären Impulsen.« Er tat, als ziere er sich, brannte aber nur darauf, uns von seiner Arbeit in der neuen internationalen Agentur zu erzählen. »Es geht bei uns nicht darum, irgendwelche Produkte möglichst attraktiv zu präsentieren«, begann er seinen Vortrag. »Nein, wir kreieren Trends – na ja, wir versuchen, unseren Auftraggebern den einen oder anderen Trend zu bescheren, indem wir so tun, als gäbe es ihn bereits. Ja, es ist ein dreckiges Geschäft. Wir holen die Leute dort ab, wo sie sind, mitten in ihrer Angst, etwas zu verpassen. Denn das ist doch das Lebensgefühl der Kunden. Dabei darf man nicht sentimental sein: das überlassen wir den jeweiligen Produkten, die docken ohnehin dauernd an irgendwelche kollektiven Kindheitserinnerungen an, also an die ersten Warenfetische, denen die armen Kleinen«, er schaute auf meinen Bauch, »ausgesetzt waren – übrigens in West wie in Ost; das ist ja die Ironie, dass man sich gerade an DDR-Waren so gern erinnert. Oder sollte ich *Dialektik* sagen? Passt vielleicht besser – wie auch immer. Sobald ein Trend zündet, noch während sich die ersten Kunden als Entdecker vorkommen, sind wir längst dabei, das nächste große Ding zu entwickeln.«

Anna schüttelte sich. »Ich frage mich, wie Leute von irgendwann, die in unsere Zeit versetzt würden – wie die sich fühlen würden, angesichts dieser großen Aufregung um Stilfragen und Dresscodes und Tipps zur Konsumoptimierung und –«

»Na ja«, sagte Jan. »Man könnte es auch so sehen, dass ein Gemeinwesen schon ziemlich gut funktionieren muss, damit die Leute für so etwas den Kopf frei haben.«

Und Vincent fühlte sich überhaupt nur bestätigt: »Das ist es doch gerade! Selbst die Leute aus Zukunft und Vergangenheit – ja, gerade diese Leute, die sich in unserer Zeit erst zurechtfinden müssten, wären besonders sensibilisiert für die Notwendigkeit herauszufinden, was angesagt ist! Irgendwelche Trends hat es immer gegeben und wird es immer geben; natürlich immer auch Leute, die nichts davon mitbekommen oder denen sie egal sind – oft erliegen die aber nur einem Gegenteil. Nein, nein, eine andere Epoche ist keine Alternative. Zeit ist ohnehin eine Illusion.«

Anna sah ihn zweifelnd an. »Na ja. Mit sechzehn habe ich auch gedacht, es sei keine Kunst, ewig jung zu bleiben.«

»Ich noch mit neunundzwanzig«, gab ich zu.

»Aber das denke ich bis heute!«, sagte Vincent. »Das ist der einzige Weg – man muss es ignorieren.«

»Und sterben musst du dann auch nie?« Anna wollte es wissen.

»Genau! Ja, ich weiß, ich kann nur scheitern. Aber man scheitert doch ohnehin sein Leben lang!«, rief er (mit der fröhlichen Selbstironie eines Mannes, der genau wusste, dass seine persönliche Chancenausbeute in jeder Hinsicht weit über dem Durchschnitt lag).

Jan fragte nach dem aktuellen Stand seiner Rentenansprüche. Und Vincent hatte ihn im Kopf.

»Siehst du«, rief Anna. »Siehst du! Siehst du!«

»Ja«, sagte Vincent fröhlich, »aber ich meine es so.« Andererseits war er großzügig; auch was seine Meinungen betraf. Und musste uns trotzdem weiter behelligen mit einem Impulsreferat über Relativität und ewige Wiederkehr, zyklische Zeitvorstellungen in jeder irgendwie relevanten Kultur; auch bei uns drehten die Uhrzeiger sich schließlich im ewigen Kreis. Anna schien nun nicht unbeeindruckt.

»Und dennoch«, rief ich, »muss man alles der Reihe nach erle-

ben! Du magst das jetzt für unterkomplex halten, für ignorant, für *deutsch* – aber meine Lebenszeit kennt nur eine Richtung. Stur linear. Und auch du entkommst der Chronologie nicht. Das Bewusstsein kann mal was durcheinander werfen, das Gedächtnis sowieso – aber selbst wenn ich in Erinnerungen versinke; es geht immer nur weiter, allen Gedankenspielen zum Trotz. Und wenn ich an das Kind denke – da! Das regt sich auch schon auf!« Eine Ausbuchtung zeigte sich auf der linken Seite meines großen Bauchs. »Das dreht keine Runden! Das wächst immer weiter, und dann kommt es raus. Es gibt nie ein Zurück! Es gibt nicht einmal Pausen!«

»Ach, du. Du hast ja gerade keinen Zyklus«, es war Silvester, die anderen durften trinken, ich hatte meine Hormone. »Glaubst du auch noch an die Kontinuität von Identität?«

»Theoretisch nie«, sagte ich, »in der Praxis unbedingt – soweit ich meine Ichs unter Kontrolle habe.« Aber es war mir ernst: »Ja, ja, ja, es gibt all diese Zeit, viel zuviel Zeit, jede Menge vergangene Zeit, zukünftige Zeit – aber sie mag uns noch so belasten, bedrängen, belauern; sie steht uns nicht zur Verfügung. Mit dem Kauf jedes Antiaging-Produkts gestehen wir uns das ein.«

Und Jan sekundierte mir: »Es mag verheißungsvoll klingen, doch es ist ein Fluch! Ja, die Natur erneuert sich jedes Jahr, auf ihre grausame Art. Das sieht schön grün aus. Aber zu welchem Preis!«

»Ich hänge nun mal an meinem Bewusstsein!«, rief ich. »Ich hab doch sonst nichts. Und mein Bewusstsein weiß leider, dass es den Tod noch so sehr vereinnahmen kann – es hat keine Chance gegen ihn!«

»Ja, diese Fiktion, dass, wenn man nur aufhört, den Tod zu verdrängen, am Ende keine Notwendigkeit mehr dazu besteht. Als ließe sich der Tod zu Tode berücksichtigen oder im Chaos symbolischer Tauschaktionen großzügig vom Tisch fegen.«

»So wie in diesen Sterben-Lernen-Seminaren, in denen extrem-individualistische Mittzwanziger einander ihre Nahtodfantasien erzählt haben und sich dadurch noch ein bisschen unsterblicher fühlten!«

»Ach. Du hast diesen Blödsinn auch mitgemacht?«, fragte Anna.

»Quatsch. Ich hatte doch meinen Fahrradunfall.« (Mit dem ich so viel näher am Leben allerdings auch nicht dran war.)

Vincent winkte nur ab: »Schon gut. Habt ihr noch weitere Argumente? Nur immer her damit. Ihr müsst ja erwachsen werden. Los! Es wird Zeit.«

»Ja, ja, ja! Wart's nur ab. Wenn ich erst mal das Kind aus mir herausgepresst habe –«

(»Als ich noch groß war und ihr klein«, würde unser Baby vier Jahre später sagen.)

Anna erinnerte an die Weltgeschichte: in Tunesien bewegte sich etwas (und würde bald auf die Nachbarländer übergreifen und weit darüber hinaus). Das Kind in meinem Bauch rührte sich. Der alkoholfreie Sekt schmeckte scheußlich. Vincent floh zu einer richtigen Party.